



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Porträts aus der Berliner Universität : 4. Stuhr.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und dessen Gefühl den Verdruß steigert, theils durch den eigenthümlichen Styl, der zuletzt in den Leitartikeln vorherrschend wurde, und der mit seinen kurzen, durch Pausen des Schauders unterbrochenen Sätze lebhaft an Alexander Dumas erinnert, wenn er erzählt:

Es war Nacht.

Alles war still.

Man schlief.

Auch der Wind war nicht stark. u. s. w.

Eine artige Erfindung der Nationalzeitung ist die Zeitungsschau, ein Auszug aus den leitenden Artikeln der Berliner Zeitung, die, seitdem durch die lithographirten Correspondenzen, der thatsächliche Inhalt derselben ziemlich abgegrenzt ist, den wesentlichsten Unterschied ausmachen. Nur sollte sie sich den ironischen Ton abgewöhnen, der zuletzt seinen Gegenstand verliert und ermüdend wirkt. Die deutsche Reform in ihrem neuesten Stadium hat es ihr nachgemacht.

Die Nationalzeitung verdient den Ruhm, unter allen specifischen Oppositionsblättern den anständigsten Ton eingehalten zu haben. Unter all' den neuen Zeitungen ist sie die gefährlichste Nebenbuhlerin der alten Plaudertaschen, die eigentlich nur noch die süße Gewohnheit der Morgenpfeife erhält.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Porträts aus der Berliner Universität.

4. S t u h r.

In kleinen Universitätsstädten verschwindet selten eine geistreiche Persönlichkeit. Das hiesige Zusammenleben der Studenten bewirkt, daß bald von diesem, bald von jenem Professor gesprochen wird; seine Vorzüge, seine Schwächen, seine Eigenthümlichkeiten werden hin und her discutirt; je eigenthümlicher er ist, desto mehr Reiz hat er für dies jugendliche Alter, das mehr angeregt, als belehrt sein will. In Berlin ist dies ganz anders. Man folgt hier dem allgemeinen wissenschaftlichen Zuge und den anerkannten wissenschaftlichen Größen; das Besondere, Individuelle bleibt unbeachtet zur Seite liegen. Und entschließt sich ja einmal einer, von dem noch Unbekannten oder Eigenthümlichen lernen zu wollen, er spricht nicht davon und es bleibt Alles beim Alten. Nirgends könnte man eine reichere Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Individualitäten kennen lernen und sich durch sie heranbilden, als in Berlin, und nirgends ist das Studium farbloser, als in Berlin, weil die Meisten diesen Schatz ungehoben lassen. An einer kleinen Universität hätte Stuhr leicht einen solchen Ruf gewinnen können, daß er sogar eine An-

ziehungskraft für die Universität gewesen sein würde. In Berlin ist er kurze Zeit emporgetaucht, jetzt muß man ihn zu denen zählen, die nur von wenigen gekannt, von noch wenigeren gehört werden. Die Eigenthümlichkeit seiner Richtung und ein nicht sonderlich anziehender Vortrag sind die Ursache eines Erfolgs, der zu der geistigen Bedeutung des Mannes in gar keinem Verhältniß steht. Stühr's Vortrag ist noch verworrener, als seine schriftstellerische Darstellung; dabei ist sein Organ rauh und polternd, oft sogar für den, der es nicht kennt, ganz unverständlich; mit auffallender Heftigkeit stößt er einzelne Bemerkungen heraus, er wird leidenschaftlich, aufgebracht. Neben dieser Heftigkeit, die ihn während seines Lebens in viele unangenehme Verwickelungen gebracht hat, liegt in dem Ausdruck, namentlich der Augen und des Mundes etwas Weiches und Mildes, das den Beobachter den ersten Blick in den Reichthum seiner innern Natur thun läßt. Er unterscheidet sich darin von den meisten Gelehrten, daß ihm der wissenschaftliche Inhalt nicht kalt und leblos bleibt oder nur, wie in neuerer Zeit, durch den Geist der Kritik ein gewisses Leben erhält; er löst ihn sich unmittelbar in Ideen auf und zwar, wie aus der Form der Darstellung hervorgeht, in selbstgedachte, selbstdurchlebte Ideen. Außerdem ist er subjectiver als man es sonst in wissenschaftlichen Werken zu finden gewohnt ist. Er spricht gern von sich, aber nicht aus Eitelkeit. In seinem vierundzwanzigsten Jahre gab er unter seinem Namen ein Werk heraus: „Die Staaten des Alterthums und der Christlichen Zeit in ihrem Gegensatz dargestellt;“ im Jahre darauf unter dem Namen: „Theodor Eggo“ das berühmte geworden „Der Untergang der Naturstaaten.“ In diesem letztern erwähnt er in höchst reiner Weise jenes vorhergenannten als eines viel zu voreilig geschriebenen Werkes; es sei von einem gewissen Stühr; es seien allerdings ganz gute Ideen darin, aber eine wunderliche und krankhafte Manier.

Peter Feddersen Stühr ist 1787 in Flensburg geboren. Wie er selbst erzählt, lebte er bis zu seinem achtzehnten Jahr in schönen, ungetrübten Familienverhältnissen, ohne sich viel um Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu kümmern. 1805 ging er nach Kiel, um hier die Rechte zu studiren. In einer sehr zerrissenen Geistesstimmung, die theils durch übertriebenen Fleiß, theils durch Ueberdruß über das Trockne und Geistlose seiner bisherigen wissenschaftlichen Studien hervorgerufen war, begab er sich 1806 nach Heidelberg, wo er sich namentlich durch Görres und Schelling angezogen fühlte. In dieser Zeit senkten sich in seinen Geist die Keime der Ideen, deren weitere Ausbildung die Aufgabe seines Lebens war. Darauf brachte er mehrere Jahre mit Reisen zu und gab 1811 und 1812 die beiden oben genannten Werke heraus. 1812 machte er unter den Uhlanen der hanseatischen Legion den Feldzug mit und nahm nach dem ersten Pariser Frieden als Stabsrittmeister seinen Abschied. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba trat er in die preussische Landwehr ein. Von diesem Augenblick an ward er ganz Preuße; Preußen galt ihm als der Staat der Zukunft, als der Staat, in dem

seine Ideen und Ideale zur Verwirklichung kommen sollten. Trotz seiner conservativen, christlichen und preußischen Gesinnungen, trotz des Reichthums seiner Kenntnisse und Ideen, trotz seiner literarischen Productivität und Vielseitigkeit ist er von der Regierung Preußens nie begünstigt worden; er ist seit 1826 außerordentlicher Professor. — Seine wissenschaftlichen Werke beziehen sich theils auf Mythologie, theils auf neuere, namentlich preußische Geschichte, theils gehören sie, wie die beiden oben erwähnten, rein der Philosophie an. Von ihm erschienen sind: Abhandlungen über nordische Alterthümer, 1817; Brandenburgisch-Preussische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen, Kurfürsten von Brandenburg, 1819; Deutschland und der Götterfriede (gegen Görres „Deutschland und die Revolution“ gerichtet), 1820; Sendschreiben an G. A. Stengel, 1820; Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung, 1831; die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältniß zu den Offenbarungslehren, 1835; allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker, 2 Bände, 1836 und 1838; die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt, 1832; der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen politischen und allgemeineren militärischen Beziehungen, 1834; die Geschichte der See- und Colonialmacht des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1839; das Verhältniß der christlichen Theologie zur Philosophie und Mythologie, 1842; die preussische Verfassungsfrage vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, 1847; die Phantasien des Herrn Gervinus und seiner Freunde über die Geschichte und die Verfassung Preußens, 1847; Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges, 2 Bände, 1842.

Man sieht aus diesem Ueberblick, daß Stühr sich namentlich viel mit den Mythen der Völker abgegeben hat. Die eigene Darstellung der Ideen eines Volkes über seine Vergangenheit ist, weil er aus dem unmittelbaren, durch Reflexion und Nachdenken noch nicht gebrochenen oder irregeleiteten Bewußtsein hervorgeht. Was durch die Thätigkeit des Verstandes heraustritt aus dem verborgenen Gähren des menschlichen Geistes, mag es durch Klarheit der Begriffe noch so ausgezeichnet sein, was als öffentliche Meinung erscheint, weil keine andere Meinung die Kraft gewonnen hat, in so klarer und bestimmter Form hervorzutreten, ist ihm durchaus nicht identisch mit dem Geist und der Idee eines Volkes. Darum ist es ihm ein Zeichen der Krankheit, wenn Gelehrsamkeit und ausgebildete Klarheit des Bewußtseins die Entscheidung über die Angelegenheiten des Lebens haben; darum spricht er von den „Phantasien“ des Herrn Gervinus und behauptet, daß Preußen keine Sucht nach Constitutionen habe, daß die Deutsche Zeitung die Stimmung des deutschen Volkes nicht repräsentire; die Kenntniß der leitenden geschichtlichen Ideen sucht er eben noch in einer andern Quelle, als in dem, was

davon an das Tageslicht tritt, und so muß er natürlich auf den Mythos und die Religionsformen ein bedeutendes Gewicht legen.

Indem er gegen diejenigen kämpft, die ihre persönlichen Ideen ohne Rücksicht auf die historischen Verhältnisse der Völker durchzusetzen streben, indem er selbst gegen große Parteien kämpft, die dies unternehmen, auch wenn keine andere Partei auf dem Schauplatz der Öffentlichkeit stehen sollte, beweist er sich als den Historiker. Vom Standpunkt des natürlichen Bewußtseins aus kümmert man sich nicht darum, ob das, was man erstrebt oder für recht hält, mit dem Geiste des Volkes übereinstimmt; diese Reflexion ist die eines Gelehrten. Die Absicht ist löblich: den Völkern sollen nutzlose Unruhen und Erschütterungen erspart werden; indem die weitere Entwicklung sich stets an das Gesamtleben eines Volkes anknüpft, wird keine der Ideen verlegt, von denen das Volk getragen wird. Wäre die Ausführung dieses Gedankens möglich, Revolution und Reaction würden unbekannte Dinge unter den Menschen sein. Aber wie ist sie möglich? Sind die Kenntnisse aller Fäden, die ein Volksleben zusammenhalten, irgend erreichbar? Wer will all die verschiedenen Interessen und Wünsche, die verschiedenen Bildungskreise und Sitten, die verschiedenen Grade des Talents und der Kraft in dem Leben eines Volkes berechnen und ermessen? Wir können bis zu einem gewissen Grade mit unserer Erkenntniß der Praxis voraneilen, von allen Dingen brauchen wir nicht uns durch wirkliche Erfahrung zu überzeugen, ob sie haltbar und passend sind; aber auch dies hat seine Grenzen, und es tritt ein Moment ein, wo ein Jeder mit seinen Ideen vor dem, was er für recht und angemessen hält, ins Leben treten und die Schule der Erfahrung durchmachen muß. Stühr gehört keineswegs zu den Historikern, die das Bestehende erhalten wollen, weil es besteht; aber er geht zu weit, wenn er jedes individuelle Eingreifen in den Gang der Geschichte verdammt, denn er verlangt damit Unmögliches. — So ist er denn selbst auch keineswegs von individuellen Anschauungen der Geschichte frei zu sprechen. Wenn er behauptet, Preußen habe keine Sucht nach Constitutionen, so mag er, wenn man nur auf die Masse des Volkes, nur auf die Kopfszahl sieht, 1847 Recht gehabt haben; wenn er aber z. B. für die heilige Allianz schwärmt und in dem Bunde Preußens mit Rußland die Idee der endlichen und schließlichen Wiedervereinigung des Orients und Occident's feiert, so kann man wohl, ohne die Beforgniß, widerlegt zu werden, die Versicherung aussprechen, daß das preussische Volk, mag man es nun nach der Kopfszahl oder nach ständischer Gliederung nehmen, diese Schwärmerei nicht theilt. Aber auch abgesehen von solchen Einzelheiten, so geht gerade Stühr mehr, als die meisten Andern, von allgemeinen Ideen aus, für die er sich begeistert, und die ihren Ursprung mehr in seiner Individualität, als in der Strömung der Zeit haben, woher es denn auch zu erklären ist, daß er, namentlich in der neuesten Zeit, für seinen Ideenkreis wenig Empfänglichkeit gefunden hat. Und eben so wenig würde er sich jemals abhalten lassen, das, was

ihm an sich als recht und sittlich erscheint, darum fallen zu lassen, weil es etwa in dem Leben eines Volkes noch keine Wurzeln geschlagen hätte. Dieses Schwanken zwischen dem wirklich Geschichtlichen und seinen eignen Ideen tritt z. B. sehr bestimmt in dem Untergang der Naturstaaten hervor. Ihm ist das Princip der Demokratie in Griechenland und Rom — und dies beginnt ihm in Rom schon mit der Verfassung des Servius Tullius — das auflösende Princip, das Princip der Sünde, die Aristokratie das Princip der „freundlichen Gemeinschaft.“ Für diese, für das gemüthliche und einige Zusammenleben, schwärmt er so, daß er es ganz gerechtfertigt findet, wenn die Patrizier als Stand grausam und tyrannisch gegen die Plebejer waren, denn sie kämpften ja für eine herrliche Idee. Dennoch aber kann er sich auch von einer wahrhaft speculativen Auffassung der Geschichte nicht ganz lossagen; schon damals (1812) hegt er den Hegel'schen Gedanken, daß das Wirkliche vernünftig sei; und obschon er in seinem Herzen der Demokratie bitter grollt, so gesteht er doch auch wieder zu, vom geschichtlichen Standpunkte aus angesehen, sei es eine ganz eitle Frage, ob die Demokratie oder die Aristokratie das Recht für sich hatte; denn in der höchsten Anschauungsweise löse sich Alles unmittelbar in Nothwendigkeit auf, durch sein Dasein selber thue jedes sein Recht dar. Er begründet näher das Recht der Demokratie, indem er zugestehet, daß die Griechen ohne sie nicht ihre großen Leistungen in Wissenschaft und Kunst vollbracht haben, die Römer ohne sie nicht das erobernde und wahrhaft weltgeschichtliche Volk geworden sein würden; er gibt zu, wer sich vorzugsweise angezogen fühle durch ein freies Spiel der Kräfte, durch das Uebergewicht der menschlichen Fähigkeiten über die gemüthliche Seite, müsse sich für die Demokratie entscheiden; dennoch aber erklärt er sie in dem Grade für das sündhafte und verderbliche Princip, daß er sagt, von einer Ausartung der Demokratie könne man gar nicht reden, da sie schon an sich, in ihrem Princip, Ausartung sei. So steht bei ihm die geschichtliche Auffassung mit persönlichen Ansichten vom Sittlichen in Widerspruch.

Dem Naturprincip in der Bildung der Staaten stellt Stühr das Princip der Freiheit — und diese bezeichnet er bald als Willkür, bald als Sittlichkeit — gegenüber. Bei einigen Völkern nun, wie bei den Griechen und Römern, findet er, daß das Naturprincip in einem gemüthlich gemeinsamen Leben bestanden habe, bei andern, wie bei den Deutschen, in einem feindselig abgeschlossenen; bei jenen ist ihm das Erwachen des Princip der Freiheit Abfall, bei diesen beginnt ihm damit die Zeit wahrhafter Sittlichkeit, bei den Deutschen mit dem unter den Carolingern geltenden Princip der Treue. — Diese Idee der gemüthlichen Einigkeit, des ruhigen und gottseligen Lebens ist es, die er mit besonderer Vorliebe sein ganzes Leben hindurch vertreten hat, am schärfsten und einseitigsten in „Deutschland und der Gottesfriede.“ In diesem Werk, das durch häufige Wiederholungen, durch verworrene Anordnung, durch einen starken pietistischen Beigeschmack und durch eine Art von geistigem Rausch, mit der es geschrieben ist, fast unlesbar

wird, ist Alles allein auf diese Idee bezogen. Die Wissenschaft und die Gelehrten werden geschmäht, die Kraft des menschlichen Verstandes verachtet, die Bestrebungen jener Zeit (1820), zur Freiheit und Einheit zu gelangen, verdammt; übrig bleibt nichts, als der Gottesfriede, der unter den Menschen wohnen soll, und der im Gegensatz zu Paris von Berlin aus sich über die Welt verbreiten wird. Welchen Inhalt dies „ruhige und gottselige Leben in aller Stille und Ehrbarkeit“ haben wird, wissen wir freilich nicht, da die Beschäftigungen des Bauern, Handwerkers und Kaufmanns als eben so niedrig angesehen werden, wie die Bestrebungen der Wissenschaft als ohnmächtig. Nur durch den Frieden Gottes gewinnt die Wissenschaft ein Ziel und einen Einheitspunkt. Die Gelehrten sollen gebenedeit sein durch den Frieden Gottes und die Priester erkenntnißreich. Drei Zustände des menschlichen Lebens gibt es, die Unmittelbarkeit des Friedens, von diesem gelte der Name „Volk“; die Zeit des Zerfalls und der Sünde, in der vermöge des Gesetzes ein Schein des Friedens herrsche: der Staat; die Zeit des wieder hergestellten, durch Freiheit wiedergewonnenen Gottesfriedens: das Reich. Diese Eintheilung der Staatsformen schwebt ihm auch noch in neuester Zeit vor; er stellt sie der gewöhnlichen in Monarchie, Aristokratie und Demokratie, deren Eintheilungsprincip er als unwesentlich und äußerlich bezeichnet, entgegen. Auch jetzt noch hält er daran fest, daß der Staat des Gesetzes — und dieser in seiner vollendetsten Form ist die Republik — nur für ein in Sünde verfallenes Geschlecht sich eigne. Die einzige Aufgabe des Fürsten und der Reichsgenossen, worunter er die hohe Aristokratie versteht, ist die, den Frieden zu schirmen. Das gemeine Leben, die bürgerlichen Verhältnisse der Handwerker u. s. w., ihre Noth und Armuth liegen außer dem Bereich seiner Verpflichtungen; es ist eine thörichte Forderung, von den Fürsten zu verlangen, daß sie dafür sorgen sollen. Zu solcher Lieblosigkeit verflüchtigt sich die Liebe. — Der frömmelnd aristokratische Geist, in dem „Deutschland und der Gottesfriede“ geschrieben ist, ist allerdings das Grundelement auch in Stühr's späteren Schriften, hat aber viel an seiner Härte und Schärfe verloren. Namentlich hat Stühr die Ansicht ganz fallen lassen, daß der Staat sich um die irdischen Dinge nicht zu kümmern habe. Es versteht sich von selbst, sagt er in der Schrift gegen Gervinus (1847), daß alle Richtungen des Staatslebens, auch die vereinzeltsten und äußerlichsten, selbst die Interessen der einzelnen Mitglieder des Staats in die Berathungen der Gemeindeversammlungen zu ziehen sind. Ja selbst die Neigung zu dem friedfertig stillen gemüthlichen Leben und der Haß gegen das freie Spiel der Kräfte scheinen insofern nachgelassen zu haben, als er die innere Berechtigung der Freiheitsbewegungen der neuern Zeit in dem öffentlichen Hervortreten und dem Kampfe der vorhandenen Gegensätze findet. Der Zustand des ewigen Friedens ist ihm jetzt das Ideal; ehe aber das Ende aller Tage erreicht ist, sollen die Gegensätze sich auskämpfen; nur so ist die Geschichte lebendig; das geschichtliche Dasein ist aber die wahre Bestimmung des Menschen.